

# Die Zeitungs-Welt

Nr. 20

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

## Lebensdrang.

Roman von Paul Ilg.

(Fortsetzung.)

„Wo ist dein Sohn?“ fragte Gerhard milder, um der Bedrückten zuerst über die innere Not hinwegzuhelfen.

„Wenn Du warten kannst, — er muß bald kommen,“ erwiderte Frau Lint mit Schrecken. Eine Sekunde vorher hatte sie dem Bruder Gerhard danken wollen für seinen guten Bericht. Das vergaß sie jetzt im Nachdenken über das voraussichtliche Zusammentreffen Martins mit dem Prediger. Sie fürchtete jetzt nichts so sehr wie den heftigen Widerwillen ihres Sohnes gegen jeden Träger einer religiösen Gesinnung. Am Ende weigerte er sich, die so gebotene Hilfe anzunehmen.

„Nun ja,“ begann er wieder, „was meinst Du aber dazu, wenn ich inzwischen Dir eine Predigt halte? Eine mit besonderem Text? Es . . . es . . . es scheint mir nämlich . . . mir nämlich sehr, sehr vonnöten.“ Er strich mit einer braungefleckten, ungelenkten Hand, die den ehemaligen Handwerker verrät, glättend über die Tischdecke.

Sie machte große Augen, denn sie glaubte, er möchte von einer falschen Meinung geleitet sein.

„Ja ja, Schwester Marie, ich sage Dir, mir ist alles klar. Du, Du bist hauptsächlich schuld daran, daß es um Euch nicht besser steht.“

Frau Lint griff mächtig erschrocken nach ihrem Arbeitszeug und entgegnete dann verlezt, erbittert: „Was mich betrifft, — ich weiß nur so viel, ich hab' seit zwanzig Jahren zusammengeschafft, was nur menschenmöglich war. Ich hab' gespart, gehungert wie keine. Mehr kann auch der Himmel nicht verlangen.“

Von der hohen Erregung, in die sie sich hineinwühlte, zeugten die Gaste, das Bittern ihrer beflissenen Hände, die zuckenden Mundwinkel. Über auch des Predigers Antlitz überzog ein lebhaftes Rot. Er kannte ihre leidenschaftliche Art, die starre Ueberzeugung von der Gottgefälligkeit ihres Tuns und Lassens. Jetzt verlegte er mit gehobener Stimme, beinahe entriistet: „So, meinst Du? Dann bist Du aber ganz gewaltig im Irrtum. Davon wollte ich gerade reden. Jawohl, Du hast Deine Mutterpflicht teuer bezahlt. Ich geb's ja zu. Du hast bewiesen, daß eine arme, eingefleischte Mutter der zwanzigstündigen Arbeitszeit fähig ist, von Tag zu Tag, und mehr leisten kann als der stärkste Mann.“

Sie wollte Einwendungen machen, ihn hindern, seine Gedanken zu äußern. Aber er kehrte

sich durchaus nicht daran, sondern fuhr fort, in einem schnellen Wechsel von Tadel und Anerkennung.

„Das alles zugegeben, Schwester Marie. Davon will ich kein Jota wendispütieren. Aber glaubst Du wirklich, daß das eine echte Selbstüberwindung ist? Was? Ich glaube das gerade Gegenteil: Du bist eine große Sünderin vor dem Herrn.“

Mit gesenktem Haupt hatte sie schließlich zugehört, ohne mehr mit einem Wort einzufallen. Dann, wie erwartet, warf sie sich mit verchränkten Armen über den Tisch und weinte. Die Tragik ihres Lebens wurde ihr plötzlich offenbar.

Der Greis, der jetzt nichts Pastorales an sich hatte, erhob sich, um das Fenster zu schließen. Seine Stimme war voll Teilnahme; es ging ihm sichtlich sehr nahe. Aber er wollte die heimlichen Aergernisse alle los werden, nichts unterdrücken und auch versuchen, gründlich Wandel zu schaffen. Im Bewußtsein einer gottgefälligen Mission, die er da erfüllte, fuhr er unbeirrt fort:

„Es muß halt doch einmal gesagt sein, Schwester. Dein Leben war ein einziger langer, furchtbarer Irrtum. Ich weiß nur nicht, ob Du Dir nicht auch schon klar bist darüber. Dann müßtest Du hingegen begreifen, daß Du kein Lob verdienst. Du hast keine geistige — nur physische Kraft bewiesen. Nur weil Du zu schwach warst, Deinem begehrlichen Kind einen Wunsch zu versagen, nur deshalb hast Du ganze Nächte durchwacht. Verstehst Du das? O, ich sage Dir, den Martin trifft die wenigste Schuld an Eurem Unglück. Obwohl ich im Sinne hab', scharf mit ihm . . . Aber das gehört jetzt nicht hierher. Durch Deine Willfährigkeit mußte er so weit kommen, Dich als eine bloße Maschine anzusehen. Und so bist Du der Sklave Deines Kindes geworden.“

Im Auf- und Abschreiten fiel sein Blick auf ein Stück Papier am Boden; er hob es auf und hielt zu seinem Leidwesen das Konzertprogramm eines Bierkellers in der Hand. Da übermannte ihn der Zorn.

„Es ist traurig. Lot um Lot hat der Bursch Deine Kräfte verjubelt. Als ob das ganz naturgemäß wäre. Während Du von einer Ermattung in die andere fällst, geht er unbekümmert dem Vergnügen nach. Und wie sollte er Dich lieben können? Denk doch nach. Wirst Du doch nicht ein, daß der eitle Martin Lint seine willenlose, verkümmerte Mutter liebt. Er

sieht ja nur ein furchtbares Wesen. Vor seiner Gemütsucht zitterst Du, für ihn darbst und ruinierst Du Dich in einem Zug. Du hast ihm keine Mutterehre gezeigt. Du bist ihm nur eine anhängliche Dienstmagd gewesen. Deine ungeheuren Opfer haben ebenso ungeheuren Schaden angerichtet.“

Eisig kalt drang das ins Mutterherz. Das Weinen hatte aufgehört. Dazu war's ja wirklich viel zu kalt geworden. Frau Lint lauschte wie ein furchtsamer Wanderer im nachtschwarzen Walde.

Als der Prediger ihren erstarrten Augen begegnete, ließ er sich in der Gewohnheit zur Litanei neben seinem Stuhl auf ein Knie nieder, stützte die Ellbogen auf den Tisch und sagte leise: „Kommt, laßt uns beten.“

Seine vorige Männlichkeit des Wesens wich einer weiblich verzückten Hingabe. Er extemporierte in der Methodistenweise mühsam, mit gequälten, klagenden Worten ein Gebet.

Aber Schwester Marie war nicht eine Sekunde in den Bann seiner schwärmerischen Worte geraten. Was sie sonst mit mächtigen Schauern erfüllte, klang ihr jetzt schal und belanglos. Sie hatte derweilen mit halbstumpfen Sinnen ganz leise einen der Wandspprüche buchstabiert: „Wis — hier — her — hat — uns — der — Herr — ge — hol — fen.“

Herr Gerhard erhob sich verwundert und begann die schwarze Hose mit großer Sorgfalt zu reinigen von einem Staubfleck am Knie, ärgerlich, weil er wieder einmal vergessen hatte, sein Taschentuch unterzuliegen.

Ja, warum hatte sie denn heute das übliche Amen nicht mitgesprochen? Und auf die Knie war sie auch nicht gesunken? Sonderbar. Mit einiger Beklemmung wartete er, was sie nun sagen würde. Allein Frau Lint stand vom Tische auf und trat ans Fenster.

Weithin erstreckte sich die junge Industriestadt mit ihren endlos scheinenden, schimmergeraden Häuserreihen, nur unterbrochen von höherragenden Schloten, aus denen die Rauchfäden in Windstille gleich Riesenschlangen hinaufkrochen zur unerklärlichen reinen Himmelsbläue. Aus den Fabrikroten wälzte sich eine dunkle Menschenmasse auf alle Strahlen. Ungeduldig, von Hunger und Durst getrieben oder geizend um die karge Ruhefrist, strabte jeder seinem Herde zu. Die alten Tagelöhner gingen kopfhängerisch, der Gewohnheit sklavisch unterworfen, und machten den Eindruck von schmerz-



los gebrochenen Seelen, menschlichen Ruinen. Ihre Augen blickten nicht düster und nicht begehrlisch, sondern in jener fahlen Ergebung, aus der jeder Schimmer von Hoffen gewichen ist. Die Zungen dagegen drängten fast alle ungestillt vorwärts, und wenn sie mit festem Griff die schlechtgeputzten Kleider hochrücken oder im Vorbeihasten angestoßen wurden, fühlte man deutlich, daß sie voll Trost und Widerstand waren.

Selbst die Mutter Link begriff etwas von diesem Wesensunterschied. Langsam — vor einem heimlichen Groll wich ihre Demut. Sie ahnte: man wollte ihrem Sohn ins Gewissen reden, daß er der mütterlichen Fürsorge längst entwachsen sei und eher des Steinklopfers Hammer ergreifen müßte, als weiter von ihrem Verdienste zu zehren.

Die peinliche Notlage, um deretwillen sie fremde Hilfe suchte, war vergessen.

„Und das muß man begreifen,“ sagte sie plötzlich mitten aus ihrem Sinnen heraus, „der Martin ist zu geschickelt fürs Kanzlistenwesen. Das mag er nicht. Er könnte Besseres tun, sagt er, als Akten kopieren. Und lieblos ist er auch nicht, höchstens verbittert, ja, das ist er, weil ihm nichts glückt. Und jetzt will er halt einen ordentlichen Platz abwarten, das will er. Warum soll ich ihm da nicht helfen dazu?“

Sie bebte, ohne zu bereuen. Die Festigkeit stand ihr nicht übel. Bruder Gerhard fühlte sich genötigt, sie anzusehen, und er mußte dabei denken: „So sieht die grenzenlose Mutterliebe aus.“ Andererseits aber war das eine Verblendung, die seine schlimmsten Erwartungen übertraf.

Er war gekommen, um dem törichten kindischen Schlandrian des Burschen womöglich sofort ein Ziel zu setzen, und hatte ihn für eine Portierstelle in Aussicht genommen. Nun stieß er schon bei der Mutter auf Widerstand.

Ueber den Tisch hin reichte er ihr ein Billett und bemerkte im Ton einer schweren Enttäuschung: „Hier sind hundert Frank. Wohl bekomm's. Aber Du wirst begreifen, künftighin könnte ich nicht wohl —“ Schonungsvoll brach er den Satz ab.

Frau Link zögerte eine Weile, das Geschenk entgegenzunehmen. Es konnte ihr nicht entgehen, wie tief sie den Greis enttäuscht hatte. Da war's denn der letzte Rest von Trost, als sie nach warmen Dankesworten hat, ihr nicht zu zürnen, weil sie ihren Sohn in Schutz nehme.

„Ich weiß, Du meinst es ja gut mit uns, und ich möchte ja gern, Du hilffest mir mit Deinem Zuspruch, damit der Martin —“ Sie stockte, schloß aber in weitblickender Vorsicht das wertvolle Papier in die Schublade.

„— in eine bescheidene Stellung kommt —“ vollendete der Prediger. „Allerdings. Wo er arbeiten muß und tüchtig herhalten. Mit dem faulen Glückstrittertum bringt er sich immer tiefer ins Elend. Alle können nun einmal nicht mit Gütern gesegnet sein, und ihm besonders ist eine stille, engere Laufbahn — ich möchte fast sagen — von Geburt an vorgezeichnet.“

Eine Weile betrachtete er unschlüssig seine Handflächen, dann rückte er plötzlich an ihre Seite und sagte: „Warum sollt' er's zum Beispiel nicht mit einer Portierstelle versuchen?“

„Um Gottes willen!“ schrie sie auf, und der Greis verstand nicht, was es sein Vorschlag, was sie so entsetzte, oder das plötzliche Erscheinen ihres Sohnes, der mit fröhlichem Gruß eintrat.

„Die Sorge hat ein End!“ wollte er der Mutter zurufen, wie wenn er inzwischen eine Goldgrube entdeckt hätte, aber beim Anblick des Gastes lief ein Schatten über sein Gesicht. Fast drohend blickte er, an Gerhard vorbei, auf die Mutter, die ihre Not nicht verbergen konnte.

„Aha, ich verstehe, der „Papuziner“ soll mich wohl ins Gebet nehmen? Ich merke so etwas. Aber Du wirst es bereuen, meine Liebe!“ dachte Martin entrüstet. Langsam drückte er die Tür ins Schloß.

Die Mutter zog ihm gleich den Ueberzieher vom Leib und floh damit ins Nebenzimmer aus purer Angst vor dem, was nun kommen mußte.

Indessen trat Martin mit sichtlicher Ueberwindung auf den Prediger zu und berührte flüchtig dessen Rechte.

„Es freut mich, Herr Gerhard,“ sagte er frostig, so daß es ihm ein Tauber nicht geglaubt hätte. Der Prediger merkte denn auch sogleich, daß der eitle Jüngling vom Bittgesuch seiner Mutter keine Ahnung hatte. Das sah ihr ähnlich. Und doch — wie ersprießlich wäre es diesem gewesen, die demütigende Wirkung des Almofens kennen zu lernen!

„Ich bin eigentlich Thretwegen gekommen, Martin,“ begann der Alte väterlich wohlwollend.

„Soo? und? — womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der andere und stemmte stehend beide Hände auf den Tisch wie ein höflicher, geschäftiger Ladendiener, der sich nach den Wünschen seiner Klienten erkundigt.

Die Mutter kam wieder zum Vorschein. Mengstlich sah sie von dem einen zum anderen. Sie wünschte jetzt nur das eine, den alten Gerhard zum Gehen bewegen zu können.

Allein dieser war anders gesonnen, sein religiöser Eifer gebot zu bleiben, um die verblendete Seele zu ringen.

Martins Befehrung zum Guten, zum Bekenntnis der Methodisten, wäre dem Prediger als das schönste Rettungswerk seines Lebens erschienen und auch ein erhebendes Beispiel für seine ganze Gemeinschaft gewesen, in der die Wilden, Fröhlichen, Verkümmerten und gescheiterten Existenzen eine bedenkliche Ueberzahl bildeten. So war auch in seinem frommen Streben ein Körnchen Eitelkeit enthalten. Der gläubige Mann ahnte nicht, daß sie alle drei unerbittlich von einander getrennt waren durch Gesetze, deren Ursprung dunkel und aller Weisheit Ende ist. Nichts in der Welt war ihnen gemeinsam als der Gedanke des Todes, und auch dieser noch erschien jeder Seele in anderer Gestalt. Dem Greis war er gleich einem freundlichen Geist, der dem Verschwindenden sanft die Binde auf's müde, irdische Auge drückt und vom letzten Hügel der Wünsche mit stummfelliger Gebärde hinabweist auf die Gefilde der ewigen Heimat; die Mutter empfand ihn als einen guten Gläubiger, der bisher viel Geduld an ihr bewiesen hatte, aber dennoch eines Tages, ganz unversehens, erscheinen konnte, den Lebensschuldbrief in der Hand, und sie mit eisiger Strenge hinwegtilgte vom Glück der Mutterliebe, und Martin, dem das memento mori am fernsten lag, erfüllte der Gedanke daran mit Schrecken und Schauern wie die Gestalt eines ruchlosen Räubers, der mit teuflischem Grinsen aus seinem Versteck hervorstürzt und den Ahnungslosen fortzuschleppet aus dem herrlichen Garten der Zeitlichkeit.

Frau Link hatte ihre Arbeit wieder aufgenommen. Das Pfeifen der Schere, das Klatschen des appretierten Stoffes durchbrach die unheimliche Stille. Dann nahm der Prediger wieder das Wort, gleichsam tastend, indem er darauf hinvies, wie sehr die schwache Mutter der Ruhe und Schonung bedürftig sei.

Noch voll von Eindrücken der Begegnung mit der prächtigen Sichelwirtin, seiner künftigen Herrin, wie Martin kühn voraussetzte, indem er sich ihre Art und Erscheinung vor sein inneres Auge rief, fühlte sich der Jüngling jetzt abgestoßen von der ärmlichen Enge der mütterlichen Stube, den abgegriffenen Dingen, von dem Verdämmernden, Baghaften der beiden anderen. Die schöne, freudige Zudersicht drohte zu ersticken in der säuerlichen Atmosphäre.

Hatte sie seine tieferen Kräfte nicht seit Jahren lahmzulegen versucht, jede seiner aufjauchenden Regungen mit dumpfem, resigniertem Schweigen entgegengenommen? War sein Jugendenthusiasmus, das quellende Verlangen

nach lustvollem Inslebentauchen nicht stetig verfolgt von gerungenen Händen, schwülen Gebeten?

„Im Ernst gesprochen, junger Freund! Wenn Sie dem verderblichen Schlandrian wirklich ein Ende machen wollen, — ich hätte wohl eine Stellung für Sie,“ sagte Gerhard, ohne sich im geringsten einschüchtern zu lassen von dem drohenden Gebaren Martins, der am Fenster verächtliche Grimassen schnitt und dem Gaste durch ein lebhaftes Trommeln auf den Scheiben zu verstehen gab, in welchem Tempo sein Abgang erwünscht wäre.

Frau Link begann ganz kopflos für sich zu beten wie ein Kind, das vor der drohenden Strafe zu planlosen Versprechungen greift.

„Es fragt sich nämlich, was das für eine Stellung ist!“ erwiderte der Jüngling beherrscht, mit herausforderndem Stolz.

Herr Gerhard schüttelte mißbilligend den Kopf und meinte, bei den gegebenen Verhältnissen dürfe man nicht mehr wählerisch sein. Die Arbeit, worin sie auch beruhe, ließe auf jedem Menschen einen sittlich fördernden Einfluß aus, während umgekehrt ein langes Wählen und Herumschweifen die guten Kräfte aufzehre.

Die Mutter wollte dem unbarmherzigen Sprecher mit Händerinken bedeuten, daß der Augenblick ungünstig sei; sie rückte den Tisch und fiel fast in Ohnmacht, als es zu spät war.

„Ich hab' Sie bereits empfohlen, Martin, und weiß, wenn Sie nur wollen, die Stelle ist Ihnen sicher.“

„Als was denn?“ Das Trommeln hatte aufgehört.

„Als Portier!“ erwiderte Gerhard mit fester Stimme, als wollte er von vornherein jeden Widerstand brechen.

Aber weiter kam er nicht. Martin führte eine gymnastisch schnelle Drehung aus und fühlte noch den heißen Ausfall des Blutes. Seine Züge entstellte ein Gemisch von Haß, Schmerz und Wut.

„Was? Ich? Sind Sie bei Trost?“ höhnte er mit zerrissenem, blutenden Herzen. Die Empörung fuhr ihm in die Fäuste als eine rohe, ungezähmte Naturkraft. Die Augen schossen Blitze.

Der Greis streckte bestürzt beide Hände gegen ihn aus. Frau Link war aufgesprungen. Sie wollte ausrufen: „Mein, um alles in der Welt nicht!“ brachte aber kein Wort hervor beim Anblick ihres Sohnes, der sie mit unsäglicher Verachtung ansah.

Vergessen war der Mächtefleiß einer dauernden Wut, ausgetilgt die freudige Anerkennung ihres Opfermutes, die er ihr in guten Stunden zollte und mit dankbaren Worten vergalt, — alles wie ausgestorben!

„Hast Du mich vielleicht auch schon empfohlen?“ schrie er ihr ins Gesicht und schlug mit beiden Händen in seine Haare fahrend, eine verzweifelte Lache an. „Als Stiefelpußer! Als Hausknecht! Ja, richtig, warum denn nicht? Ich frag' mich auch.“ Auf den Boden hätte er sich werfen mögen, so brannte ihn die Scham am ganzen Körper.

„Was . . . um Himmels willen, was hab' ich Dir getan?“ stöhnte die Mutter. „Kein Wort hab' ich gesagt.“

Aber Gerhard war lange sprachlos vor Empörung. Er suchte erst Martin an beiden Schultern zu fassen. Dieser tolle Trost und Sohn im größten Unrecht! Endlich hielt er sich nicht mehr.

„Sie tun ja, wie wenn Sie der Mutter einen großen Gefallen erwiesen hätten, daß sie sich für Ihr Wohlbefinden aufgerieben hat. Was fällt Ihnen ein? Sie gehörten ja ins Zwangsarbeitshaus. Jawohl. Und nun wollen Sie noch am guten Glauben der Mutter rütteln, weil Sie ein schlechtes Gewissen haben und ein warmes Gebet die gehörige Folter ist für Ihr verwahrlostes Gemüt, nicht wahr? Sie sind ja der undankbarste, liebloseste Sohn, den ich kenne!“

(Fortsetzung folgt.)



Die schwäbische Goldstadt Gmünd.<sup>\*)</sup>

Von I. Stern.

Von gaudia mundi (Weltfreuden) wird gern scherzweise der Name der ehemaligen Reichsstadt Schwäbisch-Gmünd abgeleitet, unter Anspielung auf den lebensfrohen, vergnügungslustigen und geselligen Charakter der eingewohnten, vorwiegend katholischen Einwohnerschaft, deren Zahl, die Parzellen eingerechnet, gegenwärtig rund 18700 beträgt. Die wahre Bedeutung des Namens, der in Urkunden aus dem 12. Jahrhundert „Gimundin“ und „Gimundia“ lautet, ist Mündung, von den drei Seitenbächen, die hier in die Neckar, einem stattlichen Nebenfluß des Neckars, einmünden. Der Bezirk, dessen Zentrale die Stadt Gmünd bildet, ist landschaftlich die bedeutendste Strecke der ganzen östlichen Alb. Die Bergrecken Staußen, Neckberg, Stausen, Wahrzeichen des Landes, beherrschen die Munde auf viele Meilen und gewähren von ihren Gipfeln großartige Ausblicke bis zu den Schneebergen der Alpen, während die wiesentreichen Täler mit den vielen Dörfern und Weibern zwischen Obst- und Lindenbäumen anmutige Bilder zu den herben Reizen der Bergnatur gesellen.

Die Stadt Gmünd selbst, am Fluß zwischen hochanstiegenden, frischgrünen Gehängen prächtig gelegen, von Obstgärten und Wäldern umsäumt, mit zahlreichen, malerisch zerstreuten Höfen, Häusern, Kirchen und Kapellen in mannigfaltigen Stilen, bewahrt teilweise noch jetzt mit ihren Türmen, mancherlei Rokoko- und Weibelhäusern und gewundenen Gassenzügen einen altertümlichen Charakter, indes in den Fabrikschlotten und eleganten aus kapitalistischem Mehrwert erstandenen Willen die Neuzeit sich ausprägt.

Unter den vielen Kirchen der ersten Kirchen- und Klosterstadt Schwabens ist die größte die katholische Stadtkirche (Kreuzkirche), im 14. Jahrhundert im gotischen Stil von dem Stöcker Baumeister Heinrich Parler erbaut, an Stelle einer romanischen Basilika, deren Grundmauern erst vor 19 Jahren aufgefunden wurden. Sie ist eine Hallenkirche mit Hallenchor, ihr Gewölbe ruht auf 22 Säulen, zwischen denen 16 Altäre stehen, auch hat sie treffliche Steinbilder und Glasmalereien. Vor der Stadt, hoch auf dem Nepperstein, steht die sehr alte Walfahrtskirche zum Sankt Salvator mit zwei in Felsen gehauenen Kapellen, zu welcher ein Stationenweg mit Tempelchen, worin lebensgroße Freigruppen von Holz, hinaufführt.

Die Lage der Stadt an einer ehemals wichtigen Straße von Augsburg und Nördlingen über Cannstatt nach dem Mittelrhein läßt die Annahme, daß ihre Anfänge in sehr frühe Zeit zurückreichen, glaubhaft erscheinen, indem sich hier Leute ansiedelten, die durch Handel und Gewerbe auf den auswärtigen Verkehr angewiesen waren. In den Urkunden erscheint sie erstmals 1162 schon als städtisches Gemeinwesen, deren Einwohner „Bürger“ (cives) hießen. Sie gehörte damals zum Hausbesitz der Hohenstaufen, mit deren Ausgang ihr die Erhebung zur unmittelbaren Reichsstadt gelang. Nach und nach kam die Stadt zu bedeutender Erweiterung ihres Gebietes, das an drei Duzend Dörfer umfaßte. Die Reformation fand hier früh Anhänger, konnte aber nie die Oberhand gewinnen, von einem kurzen Zeitraum während des Bauernkrieges abgesehen. Der Rat beharrte beim Alten und ging zu Zeiten streng vor. 1528—29 wurden zahlreiche Wiedertäufer hingerichtet. Im Schmalkaldischen Krieg 1546 eroberte Moriz von Sachsen die Stadt, die durch

Verschickung und Brandschatzung hart mitgenommen wurde. Ueberhaupt hatte sie während des 30jährigen Krieges viel zu leiden durch Verwüstung, Einquartierung, Hungersnot und Sterblichkeit. Noch jetzt liest man auf einem Grabstein:

Ist das nicht eine harte Plag',  
Siebenundsiebzig in Einem Grab.  
1637.

1803 kam Gmünd durch den famosen „Reichsdeputationshauptschluß“ an Württemberg.

Für die Bedeutung der Industrie, für das Wachstum der Bevölkerungsziffer bietet Gmünd ein klassisches Beispiel. Von sämtlichen Bezirken des Jagstkreises (eines der vier politischen Kreise Württemberg) ist der Bezirk Gmünd der am dichtesten bevölkerte und übertrifft mit 151 Einwohnern auf 1 Quadratkilometer den Durchschnitt des Jagstkreises (78) sowie des ganzen württembergischen Landes (111) erheblich; es ist unverkennbar, daß er das hauptsächlich der hochentwickelten, Tausende von Arbeitskräften beschäftigenden Industrie verdankt, die auch die umliegenden Dörfer in ihren Bannkreis gezogen hat.

Gmünder Industrie kam schon früh in hohe Blüte. In Urkunden von der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts an begegnet man neben gewöhnlichen Handwerkern wie Schuhmachern und Schneidern auch selteneren. Berühmt waren die Waffen- und Sensenschmiede. Eine lokale Fabrikationspezialität waren die Paternoster von Lugstein (Gogal), Wein, Holz, Marmor, welche bis nach Venedig, Mailand, Paris, Lissabon und Konstantinopel vertrieben wurden, aus welchen Ländern die Händler Gewürze, Wein, Seide und namentlich Baumwolle zurückbrachten. Der noch heute wichtigste Gewerbebezweig aber war von jeher die Goldschmiedekunst.

Die erste nachweisliche, aber schon als „erneuert“ bezeichnete Ordnung der Gold- und Silberarbeiter datiert von 1468. 1739 betrug die Zahl der Goldschmiedemeister schon 250. 1785 wanderte wegen Geschäftsstockung fast die Hälfte nach Wien aus, aber schon 1825 waren wieder gegen 250 Goldschmiedfamilien in der Stadt. Es wurden jedoch auch Waren in Silber und anderem Metall hergestellt, namentlich Filigranartikel, wie Dosen, Schnallen, Hemd- und Kleiderknöpfe, Halsbandschlösser. Unter der allgemeinen Stockung von Handel und Gewerbe in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts hatte die Gmünder Industrie sehr zu leiden; besonders schwer lastete auf ihr der Druck der Kaufleute, von denen bei der damals noch herrschenden handwerksmäßigen Produktionsweise die Goldschmiede abhängig waren, da sie nur auf Bestellung arbeiteten. Die Ausbeutung durch die Kaufleute war es vorzugsweise, welche die Hausindustrie zum Untergang führte. Doch hat sich dieselbe noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts neben dem Fabrikbetrieb erhalten; noch jetzt sind einige Ueberreste davon vorhanden, so die Anfertigung von Ketten, Emailarbeiten, Brasuren (Ohrenringhaken usw.). Einigen wenigen Firmen war es vorbehalten, den fabrikmäßigen Großbetrieb auszubilden. Als Vater der Bijouteriefabrikation gilt Mik. Ott, dessen mit verbesserten Maschinen in den 1820er Jahren begründetes Geschäft, in seiner Weiterentwicklung zu einem rationalen, großangelegten Fabrikationsbetrieb den Impuls zur Einrichtung weiterer Bijouteriegeschäfte in modernem Sinn gab. In der Folgezeit hat sich der maschinelle Betrieb so großartig weiter entwickelt, daß heute die Gmünder Industrie mit den ersten Plätzen Deutschlands auf allen Märkten konkurriert. Die größte Bedeutung beansprucht die Silberwarenfabrikation. Doch ist der Ungeschmack des weißgefotenen Matt überwunden, der so lange ge-

herrscht hat, weil das Auge für den Melodien-schlag der Farbe zu stumpf war. Die fortschreitende Technik in Färbung der Metalle hat der frohen Lust an der Farbe zum Sieg verholfen.

Derzeit zählt die Gmünder Edelmetall-industrie 71 Fabriken für Gold- und Silberbijouterie, 13 Ketten-, 11 Ring-, 5 optische Goldwarenfabriken, 3 kunstgewerbliche Werkstätten, 1 Fingerhutfabrik, 5 Filigrangeschäfte, 32 Silberwaren-, 4 Metallwaren-, 5 Karabiner- und Federringfabriken, 9 Bismut-, 8 Chatons- und Galerien-, 4 Chemikaliengeschäfte, 8 Emailleure und -Maler, 4 Stämperien, Präg- und Mandelanstalten, 7 Etwissfabriken, 13 Fasser und Juweliere, 1 Feilenhauer, 4 Goldfärber, Vergolder und Drydeure, 19 Gold- und Silber-, 17 Stahlgraveure, 3 Guillocheure, 3 Kunstgießer, 7 mechanische Werkstätten und Maschinenfabriken, 5 Metalldrücker, 6 Presser, 8 Perl-, 4 Pressengeschäfte, 3 Schneideanstalten, 2 Stein- und Glasschleifer, 5 Walzwerke, 7 Bechner und Modelleure.

Eine kräftige Förderung dieser Industrie bietet das Gewerbemuseum, das eine reichhaltige Sammlung von Modellen, kunstgewerblichen Erzeugnissen und zeichnerischen Werken umfaßt und periodische Ausstellungen solcher Gegenstände des In- und Auslandes veranstaltet. Auch Unterrichtsanstalten für künstlerische und technische Weiterbildung sind neuerdings ins Leben gerufen worden.

Außerdem besitzt Gmünd noch allerhand sonstige Fabriken.

Zum sozialdemokratischen Armeekorps des Schwabenlandes stellt der vom Industrie-proletariat so stark bevölkerte Gmünder Bezirk ein stattliches Bataillon. Ist es auch unseren Genossen noch immer nicht gelungen, das Landtagsmandat dem Zentrum zu entreißen, so haben sie doch im Juni 1903 gemeinschaftlich mit den drei Nachbarbezirken mit protestantischer Bevölkerungsmehrheit (Göppingen, Schorndorf, Welzheim) erstmals das Reichstagsmandat erobert.

Die Sage vom „Geiger von Gmünd“, des uralten Wahrzeichens der Stadt, die von Justinus Kerner poetisch verewigt wurde, dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen. Eine heidnische Prinzessin schlug alle Heiratsanträge aus und ward auf ihr Gebet in die Gestalt des Kreuzigen verwandelt, woraufhin ihr königlicher Vater sie kreuzigen ließ. Sie ward seitdem als heilige Kumerus verehrt, weil sie für den Fürbitte einlegt, der sie in seinen „Kumerusen“ anruft. Zu einem solchen Kumerusbild kam ein altes Geigerlein und spielte so lange vor ihm, bis ihm die Heilige einen goldenen Schuh zuwarf, auf den dann der Geiger seine Saiten spannte. In der „Serrgottsruh“-Kapelle am Friedhof hing lange ein solches Bild, ist aber jetzt verschwunden. —

## Astronomische Warten und Instrumente.

Von Felix Clnke.

Es gewährt einen eigenartigen Reiz, in die Werkstätten der Wissenschaft verfloßener Jahrhunderte und Jahrtausende hineinzublicken, in die Wirkungsstätten, wo große Männer die Bausteine zu unserem heutigen Kulturgebäude zusammengetragen haben. Wenn wir uns hier nun nur auf die Warten und einige Hilfsmittel für die himmelskundliche Forschung beschränken, so dürfen wir trotzdem doch nur bei den großen Ereignissen und Tatsachen einhaken und die unermüdlige Kleinarbeit tausender aufopferungsvoller Männer unerwähnt lassen.

Fragen wir nun, in welchem Maße es sich denn überhaupt lohne, unserem Thema näher zu treten, so müssen wir bedenken, daß in dem je-

\*) Benützt: „Das Königreich Württemberg“. Herausgegeben vom R. Statistischen Landesamt. Stuttgart 1906. Verlag von W. Kohlhammer.



weiligen Staube der Hilfsmittel der astronomischen Forschung das Niveau der Forschung selbst einen Ausdruck findet. Da nämlich fast unsere ganze Kenntnis vom Weltall durch die technischen Mittelglieder der astronomischen Instrumente hindurchgehen muß, gibt der Grad der Vollkommenheit der wissenschaftlichen Vorrichtungen einen vorzüglichen Weiser für den Stand der Forschung selbst ab. Die Frage nach dem Werte solcher Betrachtungen wie der unseres Themas erschöpft sich also in der Frage nach dem Werte der Himmelskunde selbst, und da kommen uns denn gleich die größten Geister zu Hilfe. Bedenken wir nur der Worte des großen Weisen von Königsberg: „Zwei Dinge sind es, die vor allen anderen würdig erscheinen, die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes zu fesseln und die ihn mit immer mehr Bewunderung erfüllen: das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns.“

Und daß die Himmelskunde einen ganz außerordentlichen erzieherischen und ethischen Wert für das Menschengeschlecht besitzt, dafür haben wir eine ganze Reihe geschichtlicher Belege. Der Menschengeist, den wir seit historischen Zeiten nur eingezwängt in die Daumenschrauben kirchlicher Systeme fernen, nahm erst wieder einen großen Ausflug, als mit der Vervollkommnung unseres leiblichen Auges durch optische Mittel, durch das Fernrohr, der optische Gesichtskreis und damit der geistige Horizont in ungekannter Maße erweitert wurde. Mit dem Blicke in die Tiefen des Weltmeeres erschlossen sich dem stammenden Auge neue Welten, die kaum jemand geahnt haben dürfte.

Der Augenblick, als Galilei sein einige Monate zuvor selbst verfertigtes Fernrohr im Januar des Jahres 1610 auf den Jupiter richtete und dessen vier Monde, die von ihm nach dem alten Adelsgeschlechte der Medicäer genannten „medicäischen Gestirne“, entdeckte, war einer der größten in der Weltgeschichte, wenn auch unsere „Weltgeschichte“ davon nichts melden. Mit einem Schlage war das ganze aristotelische Dogmengebäude über den Bau der Welt, das sich die allmächtige römische Kirche zu eigen gemacht, und das alle Geister in lähmender, jeden großen Gedankenkeim ertötender Starre erhielt, über den Haufen geworfen, und die große reformerische Mera, deren Märtyrer außer vielen anderen auch der große Galilei wurde, brach an. So wurde die Erfindung des Fernrohres und seine Benützung durch Galilei nicht nur für die Himmelskunde, sondern für die ganze Kulturgeschichte der Menschheit eine Tat von ungeheurer revolutionärer Bedeutung!

Den großen erzieherischen Wert der Beschäftigung mit astronomischen Dingen hat niemand trefflicher und überzeugender darzutun verstanden als der Pädagoge Adolf Diesterweg:

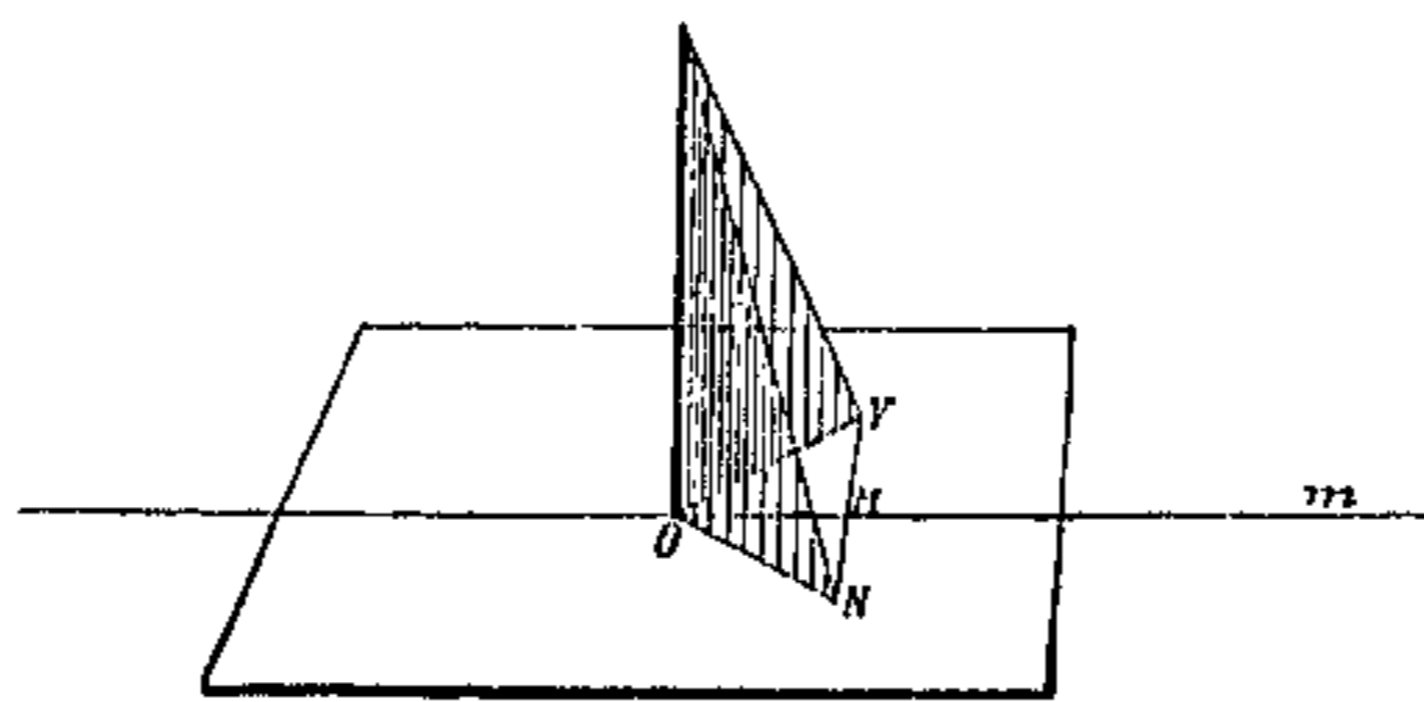
„Die Astronomie erweitert des Menschen Blick und erhebt ihn über engherzige und lokale Auffassungen und Ansichten. Daß jeder seine Weltansicht von seinem Standpunkte aus beginnt, bedarf keiner Entschuldigung, das versteht sich von selbst; es kann und darf nicht anders sein. Wer aber dabei stehen bleibt, wer nie erfährt, wie die Welt auf anderen Standpunkten aussieht, sich nicht zu universalen, dem ganzen Menschengeschlechte gemeinschaftlichen Ansichten zu erheben vermag, der ist recht eigentlich ein an die Scholle gefesselter hornierter Mensch. Die Astronomie ist das vorzüglichste Mittel, sich zu großartiger Weltanschauung zu erheben. Das Handeln des Mannes wird freier, wenn das Haus sich dehnt und die Winzigkeit der Ansichten verschwindet, wenn die Räume wachsen. Um bei sich recht daheim zu sein, muß man Weltbürger werden, und um das Erdenleben zu fassen, muß man in die Himmelsräume hineinschreiten und sie umfassen. Ich wüßte auch kein anderes Wissen zu nennen, das den Menschen in gleichem Grade erhebt und beruhigt. . . Zu voller Wahr-

heit, sie ist eine herrliche, erhabene, weil erhebende Wissenschaft.“

Der praktische Wert der Himmelskunde mag nur an einem Beispiel gezeigt werden. Wie ein allgemeiner Eisenbahnerstreik den ganzen Verkehr eines Landes lahmlegen kann, so könnte der Weltverkehr ohne die praktische Arbeit der Astronomen nicht bestehen, denn der astronomische Zeitdienst beherrscht alles, nicht nur Eisenbahnen und Schifffahrt, sondern unser ganzes modernes kulturelles Leben.

Unter diesen Gesichtspunkten und namentlich unter Hinweis auf die Geschichte des Fernrohres wird es also lohnend erscheinen, unserem eigentlichen Thema Betrachtungen zu widmen.

Die grundlegenden astronomischen Instrumente sind natürlich aus der Kenntnis der einfachsten Beobachtungstatsachen heraus konstruiert worden. So der Gnomon, der wenig mehr war als eine große Sonnenuhr einfachster Konstruktion. Diese Einrichtung benutzte den Schattenwurf der Sonne für Zeitbestimmungen.



Meridianbestimmung durch den Gnomon.

Stellt man, wie unser Bild zeigt, einen dünnen Stab auf eine Ebene, verzeichnet die Länge seines Schattens am Vormittage zu einer beliebigen Zeit (OV) und stellt fest, wann am Nachmittag der Schatten dieselbe Länge erreicht hat (ON), so liegt offenbar in der Mitte zwischen diesen gleich langen Schatten der kürzeste Schatten (OM), der eintritt, wann die Sonne am höchsten steht. Diesen Zeitpunkt nennen wir den Mittag und die Linie, welche die Schattenrichtung anzeigt, die Mittagslinie oder den Meridian (m). Die Richtung dieses Meridians bleibt für jeden Ort der Erde immer dieselbe und ist daher vorzüglich geeignet, als Ausgangslinie für viele Bestimmungen eine feste Marke abzugeben. Die praktische Form solcher Gnomonen war in den alten Kulturstädten eine hohe Säule, die an ihrer Spitze eine mit einem Loch versehene Scheibe trug, durch welche die Sonnenstrahlen hindurchdrangen und auf dem Boden an festen Marken die Zeit abzulesen gestatteten. Die Einfachheit dieses Instruments jedoch erlaubt nicht, ihm stets die wahre Zeit zu entnehmen — abgesehen davon, daß ein bewölkter Himmel die Benutzung des Instrumentes überhaupt hindert.

Die Zeit wird ja bekanntlich gemessen durch die Umdrehung der Erde oder, was dasselbe ist, durch die scheinbare Bewegung der Sonne über dem Horizont. Wir sehen, daß die Sonne sich in einem Bogen von Osten nach Westen bewegt. Eine genauere Beobachtung jedoch lehrt uns, daß der Punkt des Aufganges und Unterganges jeden Tag ein anderer ist, d. h. daß die Bewegung nicht nur von Osten nach Westen, sondern auch je nach der Jahreszeit von Süden nach Norden (im Winter und Frühling) oder umgekehrt (im Sommer und Herbst) erfolgt. Die Gnomonen galten daher immer nur für einen Tag und man pflegte sie nach einer der Tag- und Nachtgleichen einzustellen. Die Ursache dieses Mangels war die senkrechte Stellung des schattenwerfenden Stabes; später wurde der Stab zur Weltare parallel gerichtet, so daß die tägliche Bewegung der Sonne stets in einer zum Stabe senkrecht liegenden Ebene erfolgte. Die Neigung der Ebene, welche den Schatten auffängt, ist dabei gleichgültig, doch hat man hauptsächlich die wagerechte und senkrechte Ebene als Auffangs-

fläche bevorzugt; im Altertum wurden mitunter zylindrische Kreisabschnitte und hohle Kugelflächen benutzt, wie man sie in den alten indischen Standarten findet.

Die erste Beschreibung des Gnomonen findet sich in einem in der Zeit von 572 bis 450 v. Chr. verfaßten chinesischen Buche „Tschou-pei“. Er diente in der nachfolgenden Entwicklung zu den mannigfachsten astronomischen Messungen. So wurde mit seiner Hilfe auch die Länge des Jahres dadurch festgestellt, daß man den längsten oder kürzesten Schatten bestimmte und wartete, bis er wieder eintrat.

In älterer und neuerer Zeit errichtete man Gnomone in den ungeheuersten Dimensionen. Unter dem Kaiser Augustus erbaute man in Rom auf dem Marsfelde einen Obelisken von 39 Metern Höhe, der als Mittagszeiger benutzt wurde. 1648 konstruierte der berühmte Arzt und Kosmograph Paolo Toscanelli im Dome zu Florenz einen noch in neuerer Zeit wieder hergestellten Gnomon, indem er in einer Höhe von 92 Metern eine Platte mit einer Oeffnung anbrachte, deren Sonnenbild auf ebener Erde sich in einer Sekunde um rund 5 Millimeter verschob, sodaß er den Mittag auf eine halbe Sekunde genau feststellen konnte.

In späterer Zeit wurde der Gnomon hauptsächlich in der Form der Sonnenuhr angewendet, wie man sie noch häufig an alten Häusern und Kirchen findet. Unsere heutigen Zeitmeßinstrumente sind natürlich viel genauer; damit sind wir imstande, die Stellung der Sonne zu einer beliebigen Zeit fast absolut genau zu bestimmen, sei es jetzt oder vor oder nach 2000 Jahren.

Wir erwähnen den Gnomon aber nicht als eigentliches Zeitmeßinstrument, sondern vielmehr als Apparat, aus dem nachher durch mannigfache Ueberleitungen andere Vorrichtungen und Methoden herausgewachsen sind, deren Aufgabe es war, die Bewegung der Gestirne messend zu verfolgen. Die Araber verwandten nicht nur auf die Herstellung der Apparate große Sorgfalt, sondern vergrößerten zur Verfeinerung ihrer Messungen die Dimensionen ihrer Instrumente ins Ungeheure. Unverkäufliche Nachrichten arabischer Schriftsteller stellen außer Zweifel, daß auf dem Observatorium des Khalifen Scharfadaula in dessen Garten zu Bagdad im 10. Jahrhundert eine Art Sextant mit einem Kreisabschnitte von 20 Metern Halbmesser vorhanden war, der zur zahlenmäßigen Bestimmung der schiefen Stellung der Erdare dienen sollte.

(Schluß folgt.)

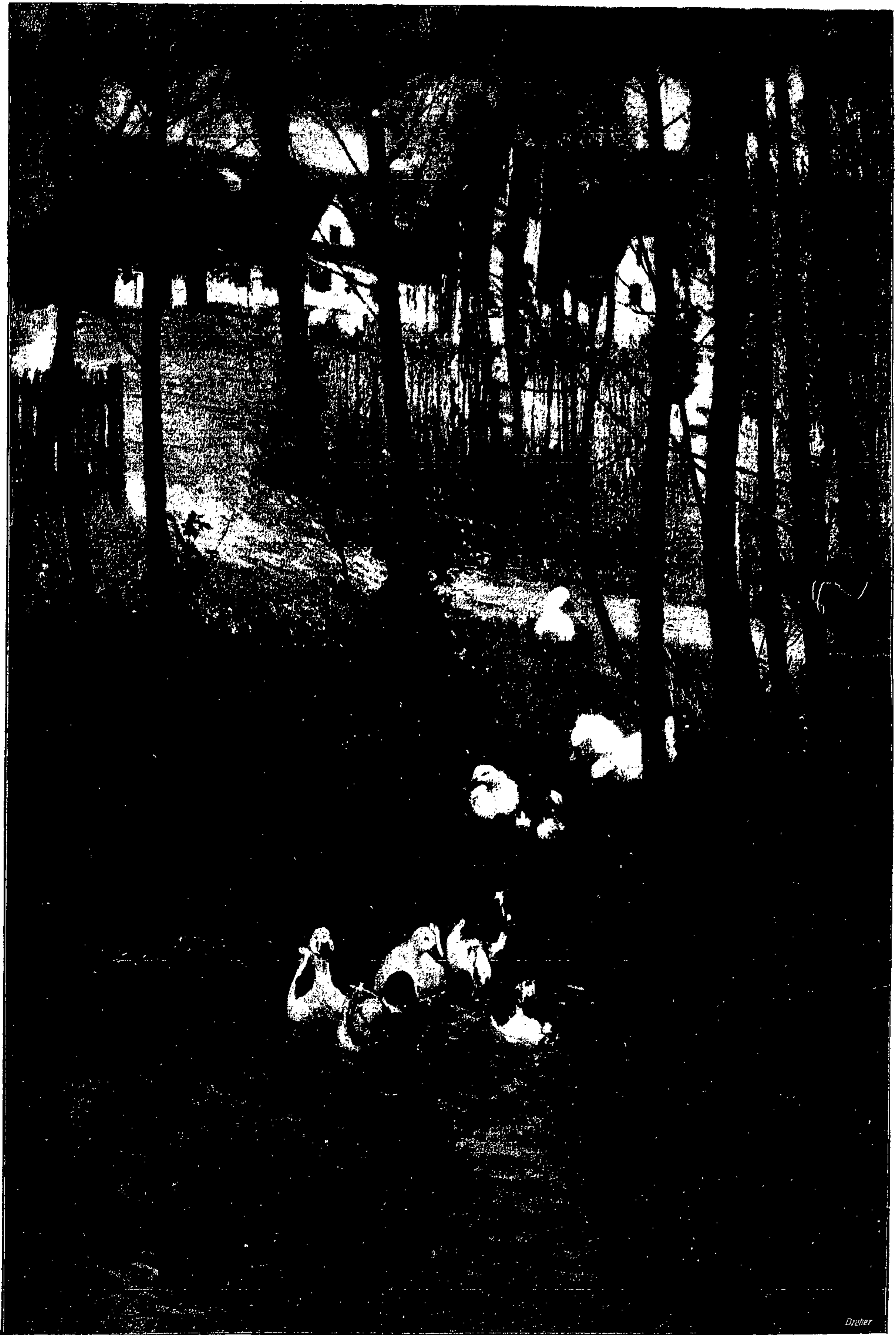
## Liebesleben in der Pflanzenwelt.

Von Hermann Krafft.

(Schluß.)

Recht interessante Erscheinungen lassen sich auch bei den Orchideen der Gewächshäuser beobachten. Wir aber wollen ein anderes Experiment mit einer bekannten und weitverbreiteten Wiesenblume unternehmen, dem blaublühenden Wiesenalbei. Pflücken wir einen Zweig und betrachten wir die Blumen, so wird auffallen, daß bei manchen Blumen nur der gespaltene Stempel eben unter der Oberlippe hervorschaut, während bei anderen der Stempel viel weiter heraussteht und gleichzeitig ein Staubfadepaar sichtbar ist. Wir nehmen eine Blume der ersten Art und führen in ähnlicher Weise wie beim Anabekraut einen Grassalm langsam in die Blume ein. Flugs werden die Staubfäden hervortreten und mit den Staubbeutel auf den Salm anschlagen. Dasselbe geschieht, wenn ein Insekt seinen Rüssel in die Blume hinabsenkt. Der Blütenstaub wird dann auf den Rücken des Insekts abgeladen, und wenn ein solches Insekt dann eine Blume anfliegt, bei welcher der Stempel weiter herausgewachsen ist, so wird der aus einer anderen Blume stam-





**Idyll.** Nach dem Gemälde von Franz Gräffl.



mende Blütenstaub hier abgestreift, denn das Insekt muß mit seinem Rücken unbedingt die reife Narbe streifen. Das Hervorschnellen der Staubfäden erfolgt, weil dieselben nicht mit ihrem unteren Ende angewachsen sind, sondern wie ein Hebel Befestigung gefunden haben. Der eindringende Insektenrüssel drückt das kürzere Ende des Hebels nach hinten, wodurch der längere Teil nach vorn geneigt wird.

Eine andere sinnreiche Einrichtung lernen wir bei der Kornblume kennen. Wenn wir die inneren Blüten einer frischerblichnten Kornblume leicht mit dem Finger berühren, so bemerken wir sogleich weiße Massen sich wurmartig aus dem Innern hervorkrümmen. Das sind Pollenmassen, die von Insekten auf andere Blumen verschleppt werden, bei denen auch der Stempel schon empfängnisfähig geworden ist. Zerlegen wir die einzelnen Blüten, so sehen wir, daß die Staubbeutel zu einer Röhre verwachsen sind, in deren Innern die Narbe des Stempels eingeschlossen ist. Bei Berührung krümmen sich die Staubfäden, wodurch die Staubbeutelröhre nach unten gezogen wird; die Pollenmasse muß dadurch nach oben getrieben werden, weil die Narbe ein Austreten nach unten verhindert. Erst wenn die Staubbeutel ihren Pollen abgegeben haben, wächst der Stempel durch die Staubbeutelröhre hervor und wird empfängnisfähig.

Die Selbstbestäubung wird hier also dadurch verhindert, daß das weibliche Organ erst dann reif wird, wenn das männliche seinen Blütenstaub längst abgegeben hat. In derselben Weise wird die Selbstbestäubung beim Wiesensalbei und bei anderen Blumen verhindert.

Anderer Blumen wieder sind zuerst weiblich und dann männlich, das heißt hier wird das männliche Organ erst reif, nachdem bereits eine Fremdbestäubung stattgefunden hat. Eine solche Blume ist beispielsweise die Osterluzei oder Aristolochie. Diese Blume wird gern von kleinen Fliegen besucht, welche munter in die Blumenröhre hineinschlüpfen und hier für einige Zeit gefangen gehalten werden, denn einwärts gebogene Haare versperren den Ausgang. Beim Versuch, sich aus der Falle zu befreien, kommt das Insekt mit der Narbe in Berührung, um hier etwa am eigenen Körper anhaftenden Blütenstaub abzutragen. Später werden die Staubfäden reif und der Blütenstaub wird auf das Insekt ausgeschüttet. Nun hat die Blume ihren Zweck erreicht, sie senkt ihre bis dahin aufwärts gerichtete Blumenröhre nach unten, die Haare

verdorren und dem Insekt ist der Weg zur Freiheit geöffnet. Dieses, durch Schaden durchaus nicht klug geworden, fällt gleich in eine neue Falle, um abermals für einige Zeit gefangen zu sein. Wenn wir von dieser Pflanze aufrechtstehende Blumen zerpfücken, so werden wir im Innern derselben sicher stets ein paar Fliegen finden, während solche bei den nach unten hängenden Blumen fehlen werden.

Wenn an einem lauen Sommerabend die berausenden Düfte des Zelängerjelleber in einen Garten locken, so können wir auch hier ein interessantes Beispiel für die Fremdbestäubung erleben. Der ganze Strauch ist umgeben von einer Schaar Nachtschwärmer (Nachtschmetterlinge), die, schwebend vor den Blumen, mit ihren langen Rüsseln den süßen Nektar zu erhalten suchen. Die herabhängenden Staubbeutel sind äußerst beweglicher Natur, und die leiseste Berührung genügt, die den Pollen austreuende Seite nach der Stelle zu bringen, von welcher die Berührung ausgelöst wurde, dem Kopfe des Schwärmer. Der Blütenstaub wird ausgestäubt und von dem Schwärmer auf die Narbe einer älteren Blüte übertragen. Die eben erblühte Blume ist am ersten Abend männlich, der Stempel ist noch nach unten gebogen; nur die zwei Tage alten Blumen sind weiblich, der empfängnisfähige Stempel steht jetzt mitten vor der Blumenöffnung, während die Staubfäden schlaff herabhängen.

Mit vielen anderen Blumen lassen sich lehrreiche Experimente vollführen, so genügt beim Sauerdorn die Berührung eines reifen Staubfadens an seinem unteren Ende mit einer Nadel, um den Staubfaden aus seinem sicheren Versteck unter den Blumentronblättern hervorzulocken, und beim Besenstrauch läßt ein leichter Druck auf die geschlossene Unterlippe einer geschlechtsreifen Blume, die Unterlippe sofort explodieren, eine kleine Wolke feinen Blütenstaubes folgt der Explosion. Auch diese Erscheinungen stehen im Dienste der Fremdbestäubung durch Insekten.

Bei der großen Bedeutung, welche die Insekten für das Pflanzenreich besitzen, wird es wohl verständlich, daß die Blumen gastfrei Haus halten für die willkommenen Diebesboten und daß, wie jedes Wirtshaus, auch die Blumen gewissermaßen ihr Schild aushängen, um anzuzeigen, daß Gäste willkommen sind. Farbe und Geruch, das sind die beiden am häufigsten in Anwendung kommenden Reklamemittel zum Anlocken liebbedienender Besucher. Hat man auch, wie

neuerdings durch eingehende Versuche festgestellt wurde, die Wirkung der Farbe oft überschätzt, so bleibt doch unbestritten, daß viele Insekten sich ausschließlich durch die Farbe anlocken lassen. Die größte Wirkung scheint jedoch der Geruch auszuüben.

Sobald die Blume ihren Lebenszweck, die Grundlegung zu einem Keim für die Nachkommenschaft, erreicht hat, bedarf sie ihres Wirtshauschildes nicht mehr, Farbe und Duft verblassen, oder die farbenglühende Seite der Blume wird gen Boden gekehrt. Ja, manche Blumen gehen in dieser Beziehung soweit, daß sie ihr Schild nur zu bestimmten Tageszeiten aushängen, eben dann, wenn die ihnen zuzugewandten Insekten ihre Ausflüge unternehmen. Das Zelängerjelleber duftet am Abend am stärksten, und andere Blumen erschließen nur in der Dämmerung ihre weißstrahlenden Blütensterne, so die Nachtlitnelke. Weiden Blumen kann eben nur der Besuch gewisser Nachtschwärmer etwas nutzen.

Die sichtbar zur Schau getragenen Honigdrüsen und die zu den Nektarien weisenden Honigmale sind weiter im Blumenreiche beliebte Aushängeschilder. Daß aber nicht alles Glänzende Gold ist, das zeigt so recht ein Blümlein nasser Wiesen, das Studentenröslein. Außer Staubgefäß und Stempel finden wir in der Blume dieser Pflanze ein merkwürdiges Gebilde vor jedes Blumenblatt gelagert: von einem gemeinsamen Boden erheben sich eine Anzahl Stiele, die alle ein goldgelb glänzendes Köpfchen tragen, das ausschaut, als sei es eitel Honig. Die Insekten halten es offenbar auch dafür und kriechen auf den Köpfchen hin und her. Aber sie müssen den Versuch, von den Köpfchen Honig zu schlecken, aufgeben, denn es ist nichts als Trug, nur bestimmt zum Anlocken. Bei dem Hin- und Herkriechen auf diesen sonderbaren Gebilden hat das Insekt sich mit Blütenstaub beladen oder den von einer anderen Blume mitgebrachten auf die Narbe abgestreift, und das ist es ja, worauf es der Pflanze einzig und allein ankommt.

Ähnlich geht es den Insekten, welche sich durch den Geruch der Nasblumen zum Besuch derselben verlocken lassen, in dem Glauben, Was anzutreffen, in das hinein die Eier abzulegen sind. Hat das Insekt seinen Irrtum erkannt, so hat es der Blume auch schon den Liebesdienst erwiesen, und weiter wollte sie mit ihrem, für unsere Nasen wenig angenehmen Geruch nichts bezwecken. —

## Hans, der Blinde.

Eine heitere Erzählung von E. Preczang.

(Fortsetzung.)

Die Schürze fiel von den Augen der Tante: „Psui!“ Das meinte sie.

„Ach Gott.“ Hans versuchte ein festes Lächeln. „Das ist auch so ein Vorurteil. Ob ich jemand im Ballsaal, auf der Promenade oder mittels der Druderschwärze kennen lerne, kommt doch schließlich auf eins heraus. Man sieht sich, besieht sich, prüft — und entscheidet. In dem einen wie dem anderen Falle.“

„Gewiß. Geh Du man auf den Markt. Es ist ja Deine Sache.“ Sie hatte den Türgriff in der Hand. „Aber mich laß zufrieden. Kein Wort mehr will ich davon hören!“

„Gut. Schide mir, bitte, meinen kleinen Sekretär herein. Wir wollen die Sache sofort in Angriff nehmen. Und hab nur keine Angst, daß ich blind bin.“

Tante Kamann mußte sich draußen einen Augenblick an die Wand stellen, weil sie umzufallen befürchtete. So tobten Enttäuschung, Groll und Schmerz in ihrem Innern. „Blind?“ murmelte sie. „Wie blind bist Du! O, könnte ich es Dir sagen. Aber ich darfs ja nicht, ich

— ihre Mutter. Hat ein Mädel im Haus, das der Herrgott extra für ihn hergerichtet zu haben scheint — und er sieht's nicht, der Tölpel! Verdient's auch nicht, nein, nein!“

Sie raffte sich zusammen und ging hinab in die Stube, wo Lisa singend aufräumte. Die hörte erstaunt zu, als die Mutter ihr in wenigen, kühlen Worten die Absicht Hansens mitteilte, ohne ein Urteil daran zu knüpfen, weil sie einen Verzweiflungsausbruch befürchtete. Aber nichts dergleichen geschah. Lisa ward ernst und nachdenklich.

Als sie mit tiefroten Wangen zum Bettler hinaufging, lächelte sie schon wieder.

Hans hoppelte in Gedanken bereits an dem Text des Inserats: „Seut gibts einen Extrapaß, Kleine. Eine Heiratsannoncel! Sehe sie so, wie Du meinst, daß die Schönsten und Besten von ihr gefangen werden.“

Lisa schrieb schon und las dann vor: „Ein junger Mann in den besten Jahren, der die, die er sucht, noch nicht erschauen konnte, weil er einige Male durchs Examen fiel und dadurch

einigen Schaden an seiner Sehkraft sich zuzog —“

„Salt! Wenn Du die schwachen Seiten meiner Natur so offenherzig ausplauderst, werden sich weder die Schönsten noch die Besten melden. Wir wollen nicht lügen, wollen aber auch nicht mit unseren Mängeln prahlen.“

„Die Sonnenseiten wären auch noch dran gekommen,“ tröstete Lisa.

„Ne. Laß nur. Ich werde doch lieber mein eigenes Gemüt zu Rate ziehen.“

„Du hast eine unglückliche Hand in allem, was geschrieben werden muß. Es ist direkt leichtsinnig von Dir, Bettler. Eigentlich gehörten überhaupt Verse dahin. Kannst Du Verse machen?“

„Ah! Was Du mir zumutest! Ich habe in meinem ganzen Leben zwei gemacht und die lauten:

„In dem Bache schwimmen die Fische;  
Ich esse sie, wenn ich sie ertwische.“

„Sehr hübsch. Aber Du hast sie natürlich nicht ertwischen?“



„Wieso natürlich?“

„Ich meine man.“ Lisa war sehr rätselhaft. „Na, also weiter; ganz einfach die Geschichte: „Ein Landmann, Mitte dreißig, wünscht eine tüchtige Lebensgefährtin. Offerten unter „Glück“ und so weiter.“

„Wäre „Weilchen“ oder „Bergknecht“ nicht poetischer?“

„Sei nur still, Du. Nichts wie Marotten im Kopf, Du Kleine. Du ahnst natürlich nicht, wie wichtig diese Sache ist. Daß sie mein ganzes Leben verwandeln und unter Umständen verpfuschen kann.“

„Keine Aussichten. Ich danke!“

„Es war nur eine Hypothese. Hör mal, Kleine, ehe Du gehst, noch eins. Du nimmst morgen den Brief mit nach der Stadt und gibst das Inserat auf, nicht wahr? Nun sieh mal: wenn dann Offerten kommen, kannst Du mich ein bißchen beraten, ja? Ich bin da auf dem Gebiet nicht recht zu Hause.“

„Wir werden die Sache schon kriegen, Vetter.“ Lisa stand vor ihm in ihrer kernigen Jungfrauengestalt mit den lachenden Augen.

„Gut. Ist wohl bald Mittag. Johann hat Urlaub. Ich muß gehen, die Pferde zu säubern.“

Hans war wirklich blind. Stockblind.

Es liefen dreißig Offerten ein. Davon wurden fünfzehn ohne weiteres verworfen. Nach einer nochmaligen Siebung blieben schließlich noch vier übrig. Drei von diesen führten die entsprechende Photographie mit sich: die einer Guttsbesitzerstochter, einer Köchin aus der Stadt und einer Lehrerin. Jede dieser Heiratskandidatinnen verfügte über besondere Qualitäten. Die Guttsbesitzerstochter empfahl sich zur energischen Leitung des Haushalts, stellte eine größere Erbschaft in Aussicht, rühmte ihre Gestalt als stattlich und verwahrte sich nur dagegen, etwa mit eigener Hand die Kühe melken zu müssen. — Auch die Köchin bemerkte zunächst das Vorhandensein eines Sparkassenbuches in Höhe von zwölfhundert Mark, sagte, daß ihr keine Arbeit zu schwer werden könne und daß sie ein liebebedürftiges Herz im Busen trage. — Ernster, fesseler als die übrigen, gab sich das Schreiben der Lehrerin. Es erzählte von einem strengen, mühsamen Lebensgang, von der immer stärker werdenden Sehnsucht nach einem eigenen Haushalt möglichst auf dem Lande und sprach als einzige schwächere Bedingung die Hoffnung aus, daß dem Suchenden eine gewisse Herzensbildung nicht abgehen möge.

„hm, hm,“ sagte Lisa. „Da wird sie sich wohl verrechnen.“

Als letzter war noch ein Brief, ohne Bild, von dem Hans nicht wohl wußte, wie er ihn aufnehmen sollte. In seltsam verschnörkelter Schrift trug er die Verse:

Hab alle Gaben zur Frau Dein  
Und möchte Dich, Lieber, wohl gerne frein —  
Doch: siehst Du es ein?

Wirf all Deine Briefe zum Feuer hinein  
Und sage: nur diese, die eine, wird mein!  
Au ja! Das wär' fein!

So hart ich auf Dich, noch im Busche versteckt sein;  
Denn merk es wohl, Freund: ich will erst entdeckt sein!

Wirst Du geweckt sein?

(Unter „Glück“ Antwort zurück.)

„Die wird sich wohl recht verrechnen,“ behauptete Lisa.

„Ja.“ Hans wog den Brief in der Hand. „Weißt Du: Weiber, die Verse machen —!“

„Und dann diese Dreistigkeit, zu behaupten: „Hab alle Gaben zur Frau Dein —!“ — Di e nimm nicht, Vetter!“

„Du befürchtest wohl, daß jemand ins Haus kommt, der Dich an Intelligenz überragt.“

„Erstens,“ sagte Lisa, „sind Verse an sich noch kein Zeichen von Intelligenz. Zweitens fürcht' ich nicht für mich, sondern für Dich —

den' mal, wenn Deine Frau wirklich gescheiter wär als Du!“

Hans fragte sich verzweifelt den Kopf und warf sämtliche Briefe zur Seite: „Was meinst Du: ob wir Deine Mutter rufen? Wir beide finden doch keine Frau zusammen.“

„Mutter sagt, Du sollst Dir Dein Grab man allein schaufeln!“

„Grab! Wieso Grab! — Gewiß: ein Wagnis ist es und unter Umständen ein verhängnisvoller Schritt. Ich stehe wie an einem Abgrund. Stürz' ich? Stürz' ich nicht?“

„Du wirst schon!“ tröstete Lisa.

„Daß es so schwer ist, hätte ich wirklich nicht gedacht!“ Hans trocknete sich den Schweiß von der Stirn und machte sich wieder an die Briefe: „Da will ich ja lieber drei Morgen Brachland pflügen! Da ist die Guttsbesitzerstochter. Sieht nicht übel aus — alle Achtung! Aber was nützt mir die stattliche Erscheinung, wenn sie nur energisch leiten und nicht gelegentlich mit anlassen will. Zu repräsentieren gibts doch bei mir nichts.“

„Ein Reitpferd will sie auch,“ kalkulierte Lisa. „Womöglich eine Equipage mit einem Vorreiter und zwei Lakaien, eine Kammerfrau, einen Kammerdiener, eine —“

„Hör auf, ja? Weg damit!“ Hans schlug mit der Hand hinauf. Das bedeutete endgültig erledigt! — „Zu welcher würdest Du mir raten, Kleine?“

„Zur Köchin.“

„Sie schreibt unorthographisch. J. V.: Liebhe. Ich finde in dieser Liebe ein Haar.“

„Zedenfalls Kocht sie gut. Das ist schon das halbe Glück. Die Liebe, mit oder ohne h, geht durch den Magen, wie Du weißt.“

„Das halbe Glück! Ich will das ganze. Gewiß: keine Arbeit ist ihr zu schwer. Das brauch' ich. Aber —“

„Greif' zu, Vetter!“

„Nee. Ich entdecke eben einen Zug am Mund, der mir nicht gefällt. Die schimpft, glaub' ich. ad acta!“ Wuns, die Hand fiel hinauf.

„Bleibt noch die Lehrerin. Ein feines Gesicht, aber — zu vergeistigt. Ein wenig robuster — dann vielleicht. Es wäre ja sehr schön, im Bedarfsfalle die Pädagogin gleich im Hause zu haben. Aber sieh' mal: ich hab' auch schon manches verlernt — na, und sich schließlich verbessern lassen — nee. Außerdem: hab' ich Herzensbildung? Ich weiß es nicht!“

„Ich auch nicht. Bis jetzt wenigstens war noch nichts davon zu bemerken.“

„Na, siehst Du! — Nein!“ — Er sah verloren vor sich hin. „Es ist ja entsetzlich schwer, eine Frau zu finden!“

„Armer Hans!“

„Ja! Schicke sämtliche Bilder zurück. Mit bestem Dank und so weiter —“

„Aber, wir wären schon versehen und vorläufig sei kein Bedarf, nicht?“

„Dummes Zeug!“

„Und die Briefe?“

„Wirf ins Feuer! Das heißt: den mit den Versen —“, er stockte und öffnete ihn wieder. „Merkwürdig. Es ist etwas darin, das mich anmutet. Ich weiß nur nicht, was. Aber sie hätte ihren Namen nennen sollen. Man kämpft doch mit offenem Visier.“

„Kämpfst Du schon?“

Hans las noch einmal die Verse. „Wirst Du geweckt sein?“ Er überlegte. „Das reizt mich. Sie hat offenbar die Absicht, ein wenig Versteck zu spielen. Wer mag dahinter stecken? Es wäre eine Unterhaltung, das herauszufinden. Man müßte es schlau anfangen, wie, Kleine?“

„Fange nur!“ sagte Lisa und begann fröhlich zu singen.

„Todle doch nicht wie 'n Salontyroler! Mir brummt wahrhaftig so schon der Kopf! — Man müßte vor allen Dingen antworten, nicht?“

„Vermutlich.“

„Und man müßte klug antworten. So, daß man sich zu nichts verpflichtet, nichts gesagt hat.“

„Ja.“ Lisa legte den Finger an die Nase und sah tief sinnig in die Ferne. „Man müßte dies naseweise Ding an der Nase herumführen.“

„Das sage ich nicht. Nur: vorsichtig. Halt! Schreibe so: „Sehr geehrtes Fräulein! Singsgerissen von Ihren Versen, habe ich Ihren Rat befolgt und sämtliche übrigen Offerten dem Feuertode geweiht. Ich lege mein Glück feierlichst in Ihre reizenden Hände —“

„Na,“ sagte Lisa und besah sich ihre schlanken, fein gebräunten Finger.

„Hast Du: Hände?“

„Gewiß hab' ich Hände! Weiter!“

„Hände . . . Hände . . . und unterwerfe mich dem, was Sie weiter bestimmen werden. Damit glaube ich zugleich die hervorragendste Tugend des Ehemannes dokumentiert zu haben. Ihrem freundlichen Beispiele folgend, verschweige auch ich zunächst meinen Namen. Die Chiffre behalten wir wohl bei?“

„Na, wartel!“ sagte Lisa leise. Und laut: „Das hast Du ja ausgezeichnet gesagt! Geradezu jesuitisch ausgezeichnet!“

„Nicht?“ Hans war wieder gut gelaunt.

„Hoffentlich hast Du mehr Glück damit, als mit Deiner Dissertation.“

„Geh' doch, ja?“

Lisa ging schon. An der Tür kehrte sie sich noch einmal um und nahm eine feierlich-propheetische Haltung an: „Dieser Brief, Hans Hilfe, wird Dich in den Abgrund ziehen!“

„Dummheit!“ Er sah ihr mit einiger Verkommenheit nach, schüttelte sie aber gewaltsam ab: „Was hab' ich denn gesagt? — Und, die Hauptsache: sie kennt meinen Namen ja nicht.“

Das Verhängnis war im Schreiten. Und wie das die Regel ist: beschäftigt es sich erst näher mit einem, dann schickt es Schlag auf Schlag.

Der erste kam noch am Nachmittage desselben Sonntags in Gestalt von Nachbars Kurt. Ernst, feierlich, in Gehrock und Zylinder trat der jetzt etwa Zwanzigjährige zur Tür herein.

Eine ehrfürchtige Verbeugung: „Ich komme, Herr Hilfe, um mich von Ihnen zu verabschieden. Ich beziehe die Hochschule.“

„So? Na, das freut mich, Kurt. Ich wünsche Ihnen recht viel Glück. Mehr Glück, als ich selber glücklicherweise in dieser Hinsicht gehabt habe.“

Dann folgte ein Gespräch über gleichgültige Angelegenheiten, über die später einzuschlagende Karriere des jungen Mannes und dergleichen. Mehrere Male erhob sich Kurt, wie um zu gehen, wurde rot und setzte sich wieder. Bis es Hans auffiel und er mit erstaunten Blicken fragte: „Haben Sie noch etwas auf dem Herzen?“

Kurt gab sich einen jähen Ruck, atmete tief auf, zupfte an seinen Manschetten und stotterte: „Ja, Herr Hilfe. Ich bitte Sie, meine — meine Frage nicht übel zu deuten. Auch sie nicht lächerlich zu finden.“ Er senkte noch tiefer den Kopf, der puterrot wurde: „Glauben Sie wohl, daß — daß —“ ganz leise: „daß Lisa auf mich warten wird?“

„Wie? Wer? Was?“ Hans war in einem solchen Staunen, daß er vom Stuhl aufschob wie die Kugel aus dem Rohr.

„Ich liebe Ihre Cousine, Herr Hilfe.“

„Meine —. Sie lieben — meine —?“

„Ja. Ich — ich glaube es wenigstens.“ Mit schmerzlichem Ausdruck: „Sie kommt mir nicht aus dem Sinn.“

„Aber — Lisa ist ein Kind!“

„O! Lisa ist fast ebenso alt wie ich! Sie könnte ja jetzt schon heiraten. Das macht mich eben so ängstlich.“

„Jetzt schon? Nee. Nee, lieber Kurt. Du höre Sie auf, ja? Ich hab' ihr letzte Weihnacht noch 'ne Pfunddüte voll Bonbons geschenkt. Sie hat sie genommen und sogar noch „Danke schön!“ gesagt.“

(Fortsetzung folgt.)



## Idyll.

(Zu unserem Bilde.)

Es träumt ein Sonnentag ins Land,  
Der Frühling singt auf jedem Ast  
Und wirkt sein grünes Blätterband,  
Und formt der Blüten bunte Laft.

Voll Sonnenleuchten liegt die Welt:  
Ein gold'ner Glanz hüllt Pfad und Zaun,  
Orell flimmert's über Busch und Feld. —  
Licht: wohin auch die Augen schau'n.

Aus Sonnendunst und Frühlingsglanz  
Das Dorf: die Giebel leuchten licht,  
Von Dächern sich ein dunkler Kranz  
Ins gelbe Mittagsleuchten flucht.

Und dicht am Dorfweg im Gebüsch,  
Wo schlank die Erle Wache hält,  
Da lacht ein Wasser kühl und frisch,  
Von Sonnenlichtern überweilt.

Von Enten watschelt's durch das Kraut:  
Die Alte führt die junge Brut.  
Das tummelt sich und schnattert laut  
Und lacht sich Kühlung in der Flut.

Leis gluckst das Wasser an den Rand  
Und schaukelt, was da grünt und blüht . . .  
Es träumt ein Sonnentag ins Land, —  
Der Frühling singt sein Liebeslied.

**Das Lied der Amsel.** Ich verdiente damals 6 Mark wöchentlich. Dafür mußte ich täglich zehn Stunden lang malen. Eine blaue Blume, einen langen Stengel, zwei grüne Blätter! Einmal, zehnmal — ach, ich weiß nicht wie oft. Die ganze Woche hindurch! Und am Sonnabend gab's Geld! Sechs Mark, weniger 32 Pfennigen für Kranken- und Invaliditätsversicherung, — macht fünf Mark 68 Pfennige.

Nun, ein junges Mädchen braucht nicht ins Wirtshaus zu gehen, raucht keine Zigarren, kriegt das Essen überall billiger gerechnet — und im übrigen richtet es sich eben ein! Wer bloß sechs Mark verdient, kann eben keine acht ausgeben! Das ist doch ganz einfach! Man kommt schließlich mit noch weniger aus! Ich betwette Ihnen dies dadurch, daß ich Ihnen sage: ich sparke noch jede Woche fünfzig Pfennig. Das macht im Jahr sechsundzwanzig Mark und in zehn Jahren — na, es ist eigentlich ganz unnütz, Ihnen das vorzurechnen, denn ich gab das Geld ja doch aus. Für — erschrecken Sie nicht — für Wucher!

Ja, das ist auch so eine dumme Einrichtung unserer neuen Zeit, daß Leuten, die schon vor der Geburt zu Sechsmarkarbeitern prädestiniert sind, das Lesen gelehrt wird! Wenn denen dann Gelegenheit dazu wird, dann kaufen sie sich schließlich in irgend einem Warenhaus einen Dolstoi, einen Gorki, einen Zola! Stück für Stück 30 Pfennig! Und lesen sich das unverständige Hirn voll von Dingen, die gar nicht existieren, während sie besser darauf achten sollten, daß die Blume, die sie zu malen berufen und geboren sind, hübsch blau wird und der Stengel nicht zu lang!

Ja, aber ich konnte nicht dafür, daß ich Lesen gelernt hatte! Ich war auch nicht schuld daran, daß ich mit glühender, fiebernder Seele an den Büchern hing, in denen andere Menschen sprachen, als ich sie je gehört, in denen von einer Welt die Rede war, in der es rein sein mußte und schön!

Und ich sah die halbe Nacht bei meiner Oelfunzel, die ich an der einen Seite verhängt hatte, damit die Schlafgenossin nicht gestört ward, und las mit gierigem Herzen und brennendem Hirn. Da war dieser Leonid Andrejew! Er konnte so hinreichend schön sprechen von tiefen, stillen Stunden, in denen der Mensch nur ein Sehnen ist, ein glühendes, verzehrendes Verlangen nach Sonne und nach Reinheit!

O, ich dreimal vermaledeiter Narr! Was verstand ich denn davon, was der Mann vielleicht meinte? Dieser Mann stand auf der Höhe des Lebens, brauchte sich wohl nie zu sorgen um Brot und was drum und dran hängt . . . Der sprach von Sonne und Reinheit und meinte damit sicher etwas sehr Hohes, von dem ich doch keine Ahnung haben konnte! Denn ich kroch ja so tief im Staub. Und wenn meine Sehnsucht schrie, dann hatte ich sicher bloß Hunger, ganz gemeinen, tierischen Hunger! Und ich dummes, verächtliches Tierchen wollte mich gleich stellen jenem Menschen mit den hohen, schönen Gedanken!

Sicher: ich war ein Narr und noch dazu ein verächtlicher Narr, denn ich log ja meinen Hunger zur Schönheitsehsucht um!

In diesen Qualen sank ich zusammen, litt ich zehnfachen Tod!

Und anderen Tages malte ich: eine blaue Blume, einen langen Stengel, zwei grüne Blätter!

Einmal kam ein Tag, an dem ich dachte, nun ist es zu Ende, nun kann ich nicht mehr. Wieder hatte ich gemalt und es war Mittag geworden. Ich ging, wie immer, zur Speiseanstalt. Es gab Rosinenauce. Eine schmutziggelbe Brühe, in der aufgeschwemmte süßliche Rosinen schwammen und unzerküllte, halbgare Kartoffeln. Man bekam einen großen Napf voll für zehn Pfennige. Ich suchte mir einen Platz an der langen Tafel, an der meine Leidensgenossinnen saßen, stumpf, schweigend, dann und wann über einen rohen Witz laut auflachend.

Vor mir auf dem Tisch lagen die Reste vom Mahle anderer: sauber ausgelegene Springenschwänze zwischen Bergen von Kartoffelschalen.

Mir stieg plötzlich etwas hoch in der Kehle . . . Und ich ging, ohne gegessen zu haben. Ging mit einem dumpfen Gefühl der Mattigkeit. Das Gehirn war mir wie ausgeleert von Gedanken und Gefühlen; nur instinktiv eines wollte ich: gehen! In diesem gleichmäßigen Trott, ohne Zweck, ohne Ziel! Nichts mehr sonst. Nichts essen, nichts arbeiten, nie mehr arbeiten — heute nicht, morgen nicht, übermorgen nicht . . .

Ob ich jemals gejauht — ob ich jemals aufgeschrien in namenloser Qual? Ach, das lag ja alles so unentzücklich weit hinter mir — und vor mir nur ein gleichgültiges, ruhiges Ende.

So, mit diesen schleppenden Schritten, mit diesem loten Herzen, das so kalt und so schwer in der Brust lag, mit diesem gedankenleeren, leidlosen Gehirn würde ich gehen, bis es dunkel war, bis ich irgendwo an den Fluß kam — und dann würde ich ruhig, gleichgültig in das Wasser hineingehen, so wie ein Mädel zur Ruhe geht.

Aber erst wenn's dunkel war, damit es die Leute nicht sähen.

Und ich ging planlos, stundenlang. —

Da war's plötzlich, als erhalte ich einen Schlag vor den Kopf. Ich griff mit zitternden Händen um mich, als habe man mich aus einem tiefen Schlaf geweckt. Ich klammerte mich an einen Laternenpfahl, um nicht umzukippen.

Dort drüben sang etwas, so süß, so innig wie ein Beten.

Dort drüben war ein alter Friedhof; die noch kahlen Zweiglein der Bäume zeichneten sich gegen den tiefgoldigen, weiten Abendhimmel wie ein unendlich zartes Spitzgewebe. Und in den Zweigen sang eine Amsel, die da wußte, daß die Knospen springen würden — bald!

Hier unten ratterten die Wagen, schritten die Straßenbahnen, hasteten die Menschen, gierig, stumpfsinnig nach einem Unverständlichen — und ihre Gier, ihr Stumpfsinn spannte sie ein zu einem Anäuel niederen, wuselnden Lebens.

Doben aber sang die Amsel einen jubelnden Hymnus auf die Sonne und auf Frühlingslust. Wie ein erhabenes seliges Lachen war's über die Angst und schwere Schmerzen, wie eine gläubige, befreiende Verkündigung vom Sonnenland, das da lebte und woh — irgendwo!

Und ich horchte mit zitterndem Herzen. Es war mir, als schmelze da drinnen etwas, als sei ein warmer Regen niedergegangen und habe all das schwere Eis mitgenommen, so daß wieder Leben durfte, was sich der Sonne entgegenreden wollte.

Die Leute, die vorbeikamen, sahen mich verwundert an, denn ich weinte wie ein Kind. Weinte, und hoffte wieder. —

**Der Fiebrerrindenbaum und das Chinin.** Im Chinin und anderen Alkaloiden der Fiebrerrindenbäume oder Chinchonen bietet die Natur das einzige Heil- und Vorbeugungsmittel gegen die Wechselstieber, den größten Feind des Menschen in den wärmeren Ländern. Da es der Chemie noch nicht gelungen ist, künstlich einen Ersatz für das Chinin herzustellen, so ist der Fiebrerrindenbaum heute noch ebenso unerlässlich wie in der ersten Zeit nach der Entdeckung der Heilkraft seiner Rinde. Die Heimat der Chinchonen ist aber ein relativ enges Gebiet in den Anden Südamerikas, und die Art und Weise, wie die kostbare Rinde dort gesammelt wurde, ließ schon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts die gänzliche Ausrottung des Fiebrerrindenbaumes befürchten. Was das aber für das Wohl der Menschheit bedeuten würde, mag die Tatsache beweisen, daß in dem einzigen Jahre 1895 mehr als 4¼ Millionen Menschen in Britisch-Indien dem Fieber erlegen sind. Ueber die Chinchonen und die mit Erfolg gekrönten Versuche ihrer Verpflanzung nach Java und Britisch-Indien hat unlängst J. Dronke eingehende Studien

veröffentlicht, aus denen sich ergibt, in wie hohem Maße es durch die nach wissenschaftlichen Grundsätzen geleitete Zucht des kostbaren Baumes besonders auf Java gelungen ist, nicht nur das Aussterben derselben zu verhüten, sondern auch eine Rinde zu erzielen, die an Alkaloidgehalt die südamerikanischen wildwachsenden Chinchonen übertrifft. Schon vor 80 Jahren war von verschiedenen Gelehrten darauf hingewiesen worden, daß gerade Java die für den Anbau des Fiebrerrindenbaumes geeignetsten klimatischen Verhältnisse bietet, allein es dauerte doch bis in den Anfang der fünfziger Jahre, ehe es gelang Samen und Exemplare der wertvollsten Chinchonenarten aus Südamerika nach Java überzuführen. Da Unternehmern war gefährlich, weil die Bevölkerung der Chinchonenbezirke das höchst einträgliche Monopol der Rindengewinnung ängstlich hütete, im übrigen aber unbesorgt darüber war, daß der unerfessliche Baum infolge der dort betriebenen Raubwirtschaft zusehends seltener wurde.

Der deutsche Volantier Karl Hasstark unternahm im Auftrage der holländischen Kolonialregierung den gefährlichen Auftrag, Chinchonenpflanzen aus Südamerika nach Java zu bringen. Unter dem Namen Müller fuhr er 1852 von Southampton nach Lima, und es glückte ihm, im Quellgebiet des Ucayali Pflanzen und Samen zu sammeln, die auf Java geblüht, deren Rinde sich aber nur als chininarm erwies. Deshalb unternahm Hasstark 1854 eine zweite Reise, diesmal in die Anden von Carabaya; es gelang ihm mit Hilfe eines Volkiers, 400 Pflanzen der wertvollsten Chinchonenart (Chinchona Calisaya) anzuführen und am einen ihm eigens zu diesem Zwecke zur Verfügung gestellten niederländischen Kriegsschiff 80 derselben glücklich nach Batavia zu bringen.

Damit war aber nur ein Teil der Schwierigkeiten überwunden. Es fehlte vor allem an Erfahrungen über die Behandlung der Pflanzen, und noch nach Jahren betrachtete man es auf Java als einen großen Glückszufall, daß man eine Anzahl Samen von einem Engländer erwerben konnte, dessen Diener dieselben aus Volkiva entführt hatte. Erst 1870 kamen geringe Mengen javanischer Fiebrerrinde zu Amsterdam auf den Markt. Jetzt begann auch von privater Seite die Kultur des wertvollen Baumes. Im Jahre 1883—1884 betrug die Ausfuhr bereits 1 100 000 englische Pfund, 1893—1894 war sie auf 9 700 000 angewachsen und im Jahre 1900 auf fast 12 000 000 Pfund. Nach Dronke sind heute 80 Prozent der auf der ganzen Erde verarbeiteten Chinchonden javanischen Ursprungs; ihr Markt ist Amsterdam. Auch in England hatte man die Frage der Verpflanzung des Fiebrerrindenbaumes ins Auge gefaßt. Unter großen Mühen und Gefahren gelang es 1860 Clemens H. Marshall in den Urwäldern, die das Quellgebiet des Znambari, der in den Rio Madeira fließt, 523 Pflanzen zu sammeln und glücklich auszuführen. Im Mt. Agirigebirge Vorderindiens wurden damit die ersten Anbauversuche gemacht und auch hier erst nach mannigfachen Mißerfolgen Ergebnisse erzielt. Weniger gelang die Chinchonenkultur am südlichen Abhange des Himalaya, besonders aber auf Ceylon; diese Insel führte 1886 über 13½ Millionen Pfund Rinde aus, doch war der Alkaloidgehalt derselben meist geringer als jener der javanischen, und infolge stark sinkender Preise des Produktes ging der Anbau auf Ceylon immer mehr zurück, so daß die Ausfuhr der Rinde im Jahre 1900 nur noch ½ Millionen Pfund betrug. Die Fiebrerrinden Südamerikas sind von den europäischen Märkten heute fast ganz verschwunden. Versuche an anderen Orten der Erdoberfläche, den Fiebrerrindenbaum anzubauen, haben keinen nennenswerten Erfolg gehabt; ganz ungeeignet für dessen Kultur ist Deutsch-Ostafrika. Treffend aber sagt Dronke: „Die Männer, die die Verpflanzung der Chinchonen unter den schwierigsten Umständen zuerst unternahmen, haben sich die ganze Welt zur Dankbarkeit verpflichtet. Der Wert der Erfolge ihrer Unternehmungen besteht darin, daß eine unerfessliche und unersehbare Heilpflanze in ihrer Existenz gesichert und ihre Verwertung vereinfacht und verbilligt wurde. Der Rindenghandel hat noch keinem Pflanzler Reichtümer gebracht; der Vorteil des Unternehmens kommt der ganzen leidenden Menschheit zugute, und für sie ist der Schatz, den Hasstark, Marshall und andere in den Anden Südamerikas gehoben, größer und wertvoller als alles Gold und Silber, das die Spanier von dort mehrere Jahrhunderte hindurch ihrem Mutterlande zuführten.“ — j. w.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**